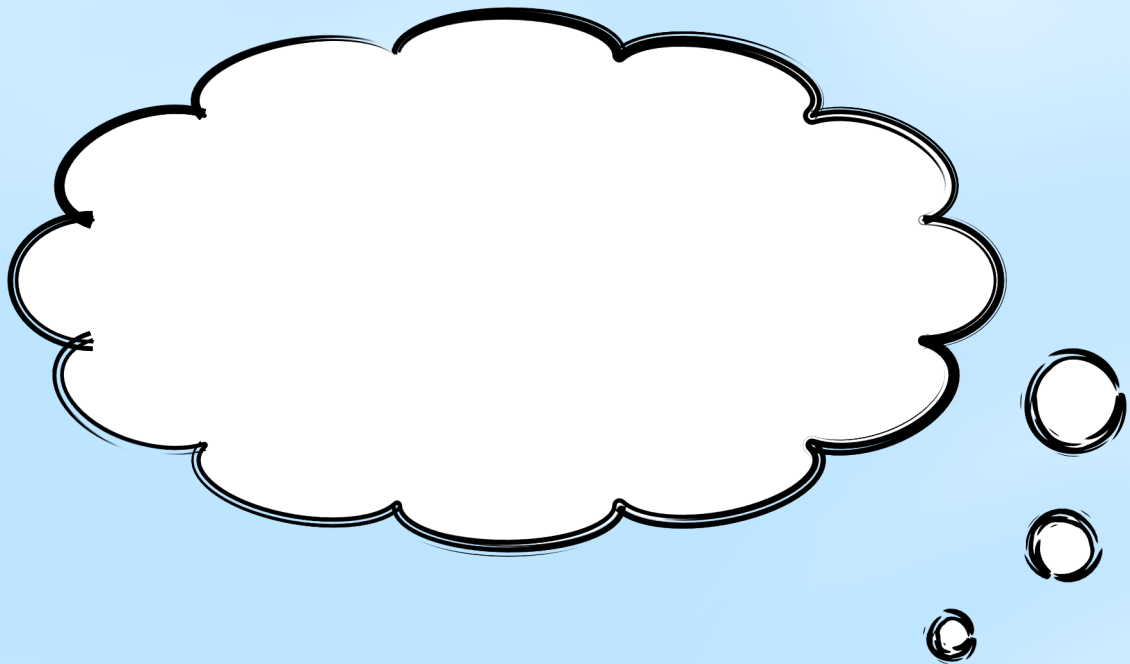


Junge DGPhil

Philosophotopia

Unsere Zukunft neu denken und gestalten

Ausgabe 0
September 2024
Nr. 0



Editorial

Liebe Philosoph:innen und Philosophie-Interessierte,

die Ausgabe Null der Philosotopia, der neuen Zeitschrift der Jungen DGPhil, ist da!

Komplexe Fachliteratur, ehrwürdige Herren aus dem 18. Jahrhundert, Debatten ohne Realitätsbezug - Philosophie ist für viele nicht der Inbegriff von Transparenz und Zugänglichkeit. Und dennoch hat sie das Potential, für uns alle so viel mehr zu sein.

Philosophie kann uns helfen, das eigene Leben; uns selbst besser zu verstehen. Sie lehrt uns, Wissen zu hinterfragen, kritischer zu denken, unsere eigene, beschränkte Perspektive zu erkennen und andere Perspektiven zu akzeptieren. Philosophie ermöglicht uns, Machtgefälle und Unterdrückung zu erkennen und zu kritisieren. Philosophie kann eine gemeinschaftliche Erfahrung sein, die zu Solidarität verleitet und uns erlaubt, unsere Zukunft neu zu denken und zu gestalten.

Jung, feministisch, weltoffen: In der Philosotopia schreiben junge Philosoph:innen aus ihrer Perspektiven über Themen, die sie bewegen – nach dem Motto:
“Philosophie ist für alle da!”

Eure Luise Brandenburg, Flora Löffelmann und Lina Berthold

Die „Ausgabe Null“ ist ein Vorgeschmack auf das, was noch kommen wird. Sei dabei und bring deine Perspektive ein. Schick uns gerne Deine Idee für einen Beitrag direkt an:
philosotopiamagazin@gmail.com

Inhalt

2 Editorial

3 Inhalt

4 Redaktion

5 Utopien

6 *Ideen für die Welt von Morgen*

8 Aus dem Uni Alltag

9 *Ratte werden*

11 *Auf einem Stein sitzen und
über das Leben nachdenken*

12 Feminismus

13 *Feminism is for everybody!*

14 Vorschau

15 Impressum

Redaktion



Luise Brandenburg

Bei der Jungen DGPhil bin ich, weil...
...ich die Ideen und Perspektiven anderer Philosophie-Interessierter kennenlernen möchte!

Was mich mich besonders interessiert...
...ist feministische Theorie in allen Formen! Vor allem feministische Erkenntnistheorie, zum Beispiel welchem Wissen wir Relevanz zu- oder absprechen.

Eins meiner Lieblingszitate...
„Mein Zustand des Fliehens ist von Kummer geprägt, weil in mir die Erkenntnis reifte, dass die Philosophie, die ich liebte, mich nicht liebte und auch nicht lieben konnte.“ (Akwugo Emejulu)



Lina Berthold

Bei der Jungen DGPhil bin ich, weil...
...es bisher keine gab und ich

Was mich mich besonders interessiert...
...Community-Management, konstruktive Verbindungen verschiedener Generationen, Wirtschaftsethik, nicht-ideale Gerechtigkeitstheorie, Allgemeinwohlökonomie, Utopien

Eins meiner Lieblingszitate...
„(...) geistige Beweglichkeit, Bereitschaft Liebe und Verständnis über strenge Normen zu stellen. Menschen sollen so genommen werden, wie sie sind, anstatt alles Unvollkommene mit Hass zu verfolgen.“ (Martha Nussbaum)



Flora Löffelmann

Bei der Jungen DGPhil bin ich, weil...
...wir es selbst in die Hand nehmen müssen, wenn wir wollen, dass sich etwas positiv verändert :)

Was mich mich besonders interessiert...
...ist, wie gesellschaftliche Machtverhältnisse aufrecht erhalten werden und wie wir gemeinsam daran arbeiten können, diese zu destabilisieren.

Eins meiner Lieblingszitate...
„Collective naming is the way that feelings become public, which is to say that is the way that feelings come to have transformative force.“ (Hil Malatino)



Adrian Dilg (Satz und Gestaltung)

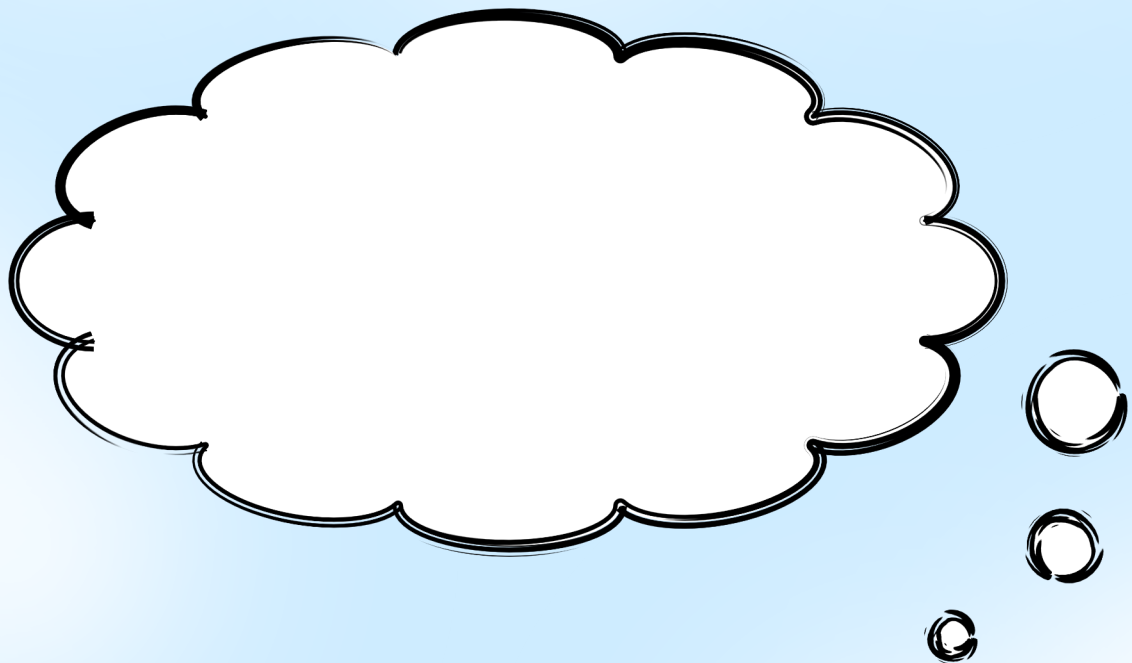
Bei der Jungen DGPhil bin ich, weil...
...weil wir in dieser verrückten Welt eine kleine Stimme der Vernunft sein müssen, die hoffentlich durch viele Weitere verstärkt wird.

Was mich mich besonders interessiert...
...Philosophie im Verhältnis zu Literatur/Theater der Antike und des 19. Jh., Kalokagathia, Einbildungskraft, Ästhetik, Gesamtkunstwerk und Musikphilosophie

Eins meiner Lieblingszitate...
„Erkenne dich Selbst!“ (Wahlspruch des Orakels von Delphi)

Utopien

Utopien sind naiv? Etwas für realitätsferne Träumer:innen? Falsch! Utopien sind essentiell. Sie sind Kraftwerke des Alltags. Jede positive gesellschaftliche Entwicklung war erst eine unrealistische Idee, bevor sie zur Errungenschaft wurde. Und weil bessere gesellschaftliche Realitäten nicht vom Himmel fallen, brauchen wir nahe und ferne Zukunftsideale, damit wir uns an ihnen ausrichten können, damit wir in einer Welt voller Entscheidungsmöglichkeiten persönliche Handlungsgrundsätze haben. Erst wenn die Ideen einer besseren Welt von morgen gedacht, geschrieben und ausgesprochen wurden, eröffnet sich die Möglichkeit ihrer Realisierung und dann kann sie plötzlich da sein: die Zukunft, die vorher als unmöglich galt, aber immer möglich war. Hier ist Platz für Hoffnung, Vorfreude und Optimismus, um neue Bilder der Zukunft zu malen:



Utopien und Ideen für die Welt von Morgen

Diese Vorstellungen einer besseren Welt von morgen sind Antworten von jungen DGPhil-Mitgliedern, auf die Frage: „Hier ist Imagination gefragt! In einer utopischen Zukunftswelt, die ich selbst gestalten kann, wäre Folgendes anders, als es heute ist:“

*Das Gesundheitssystem ist kein Zweiklassensystem,
alle haben Zugang zur besten Versorgung.*

*Es wird gesellschaftlich thematisiert,
welchen systemischen Ursprung Kriminalität hat,
und wie dem entgegen gewirkt werden kann.
Straftäter:innen bekommen die
Möglichkeit zur Rehabilitation.*

*Menschen essen kein Fleisch mehr,
weil sie verstanden haben, dass die
Fleischindustrie aus ethischer Hinsicht nicht tragbar ist.*

*Fossile Brennstoffe werden durch Solarenergie
oder andere noch zu erschließende
Energiequellen ersetzt.*

*Das Leben ist gemeinschaftlich organisiert
anstatt individualistisch.*

*Die Wissenschaften
besinnen sich darauf, dass wir als Menschen immer
in sozialen Gefügen eingebunden sind und
nehmen das für ihre Schlussfolgerungen ernst.*

*Staatsangehörigkeit entscheidet nicht darüber,
ob Menschen in dem Land, in dem sie
leben, wählen dürfen.*

*Es wäre unmöglich, Milliardär:in zu werden und
das Geld, welches diese Menschen sonst hätten,
würde effizient umverteilt werden.*

*Die Politik orientiert sich an
den (Sozial-)Wissenschaften.*

*Es gibt ein Recht auf Sterbehilfe,
auf Abtreibung und körperliche Autonomie.*

*Kinderbetreuung ist gratis
und wird gemeinschaftlich organisiert.*

Die Menschen würden sich an einem Gesellschaftsideal orientieren, das weniger auf das Anhäufen materieller Güter und mehr auf das Erreichen von Glückseligkeit durch z.B. Minimalismus und Altruismus (ähnlich dem buddhistischen Ideal) ausgelegt ist.

*Pflegeberufe und soziale Berufe werden sehr gut entlohnt
und die Schichten sind nicht mehr so ewig, was auch
die Gesundheitsversorgung allgemein besser macht.*

*Migration wird als gut angesehen
und Menschen freuen sich, wenn Leute von
Anderswo in ihre Nähe ziehen, weil sie das als Bereicherung sehen.*

Wer will darf bei der Uni arbeiten so lange wie selbst gewünscht.

Jedes Curriculum klärt über die früher stattfindenden Diskriminierungen auf und reflektiert sie, damit sie in Zukunft vermieden werden können; es ist normal, weibliche Philosophinnen zu lesen und ihnen gleich viel Wissen zuzuschreiben wie Männern

*Kreuzfahrtschiffe und Privatjets sind verboten,
Finanzspekulation und Superreichtum
sind verboten, es gibt große Vermögenssteuern.*

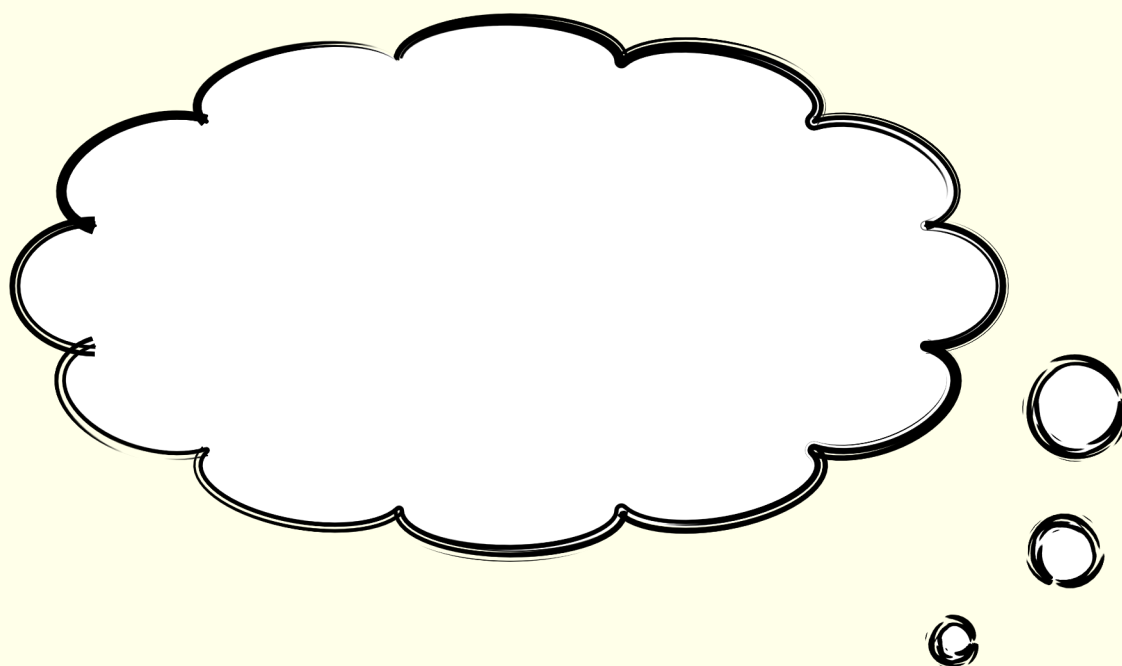
*Es gibt bedingungsloses Grundeinkommen und
Pensionen für alle, und alle dürfen
arbeiten oder studieren, was sie wollen.*

*Ungenutzter Wohnraum wird an die verteilt,
die keine Wohnung haben, und es gibt
überall Mietdeckel*

*Das Geschlecht eines Menschen wird nicht bei der Geburt festgelegt,
Geschlechternormen und Zuschreibungen, die darauf beruhen, werden abgebaut; es
gibt keine Zwang zum binären Geschlecht mehr, und es ist akzeptiert, dass sich das
Geschlecht eines Menschen im Laufe des Lebens auch mehrere Male ändern kann.*

Offenbarungen aus dem Uni Alltag

In dieser Rubrik sammeln wir persönliche Geschichten aus dem Uni-Leben: ehrlich, persönlich, enthüllend. Hier steht, was man sonst nicht mitbekommt: brisante Geschichten, lustige Anekdoten, Einblicke in gruselige Zustände oder persönliche Erfahrungsberichte.



Ratte-werden

oder über Widerständigkeit an der Universität

Ein Essay von Lucas Herrling

Es herrscht ein unglaubliches Gewusel im Seminarraum. Vorne wird der Ton angegeben, süße Noten der Verführung klingen aus der Flöte des hameln'schen Akademikers. Die Ordnung soll hergestellt werden, köderförmig blitzt die Folie zum wissenschaftlichen Arbeiten auf. Mit der Frage konfrontiert, worum es hier eigentlich ginge, sinkt man in sich zusammen. Für was studiere ich Philosophie in einer Zeit, in der die Aussicht auf Karriere gen Null geht (die Lehrstühle sind knapp)? Die Universität avanciert zur Ausbildungsstätte und wir schauen dabei zu, wie sich das Studium der Müßiggänger:innen in einen Ausbildungsapparat transformiert, der zur Überprüfung von Aussagesätzen qualifiziert oder, wenn man den Worten Markus Gabriels, bei einem Vortrag am Institut für Schweizer Wirtschaftspolitik, Glauben schenken darf, werden wir nun alle Ethikberater:innen in den Großkonzernen aller Nationen. Doch die „größte Arbeitsbeschaffungsmaßnahme“ für Philosophiestudierende kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich da etwas zu verändern scheint, das über den Bruch von analytischer und kontinentaler Philosophie hinausgeht. Das Aufgehobensein der Grenze zwischen Lehrenden und Lernenden im humboldt'schen Bildungsideal macht der Dynamik der Universität zwischen Neofeudalismus und Neoliberalismus Platz. Die Seminare verändern sich, es wird verdichtet, sich selbst gesetzt, Überprüfbarkeit eingefordert und alles, was aus dem Raster fällt, mit einem Handstreich als uninteressant oder total daneben abgetan, verwertbar muss es sein – Heute schon ein Paper geschrieben? Hoffnung versiegt. Die Postdoc-Hölle wartet auf die Anwärter:innen, sie sitzen auf heißen Kohlen mit der Frage beseelt, ob der Philosophenkönig (Lehrstuhlinhaber) seine Linie mit ihnen fortzusetzen gedenkt.

An all dem hier beschriebenen haftet allerdings nichts Magisches. Es ist vielmehr die Logik der Konsequenz einer Institution, die sich in der Kri-

se befindet. Doch es sind letztlich die Menschen, die eine Institution beleben, gestalten und formen, an denen es anzusetzen gilt. Als Studierende liegt es in unserer Hand widerständig zu werden, Fluchlinien zu identifizieren und gegen eine Form zu rebellieren, die man uns aufzwingt. Wir müssen lernen, Ratten zu werden.

Schädlingsbekämpfung

Die Ratten und ich haben Geschichte. Als Sohn von Schädlingsbekämpfer:innen durfte ich früh in der Firma meines Vaters Erfahrungen mit diesem widerständigsten aller Nager, machen. Ich verdanke ihrer Widerständigkeit nicht zuletzt meine Ausbildung, das Privileg, als Kind von Nicht-Akademiker:innen verhältnismäßig befreit studieren zu dürfen. Sie ist ein gewieftes Tier. Millionen von ihnen bewohnen unsere Städte im Untergrund. Sie gleichen dabei keiner geordneten Masse, vielmehr eine Meute, die sich in vielschichtig verwobenen Bauten, Organisationseinheiten, Verstecken und Lagerräumen anordnet. Neben den wohl allen bekannten Giftboxen wurde bis vor kurzem noch mit einem Köder am Draht ‚bekämpft‘. Neue EU-Richtlinien verbieten die klassische Methode aber, bei Starkregen kann es zur Kontamination des Grundwassers kommen. Mit dem Internet verbundene Köderboxen erweisen sich als State of the Art Technologie in Rattenbekämpfungsfragen. Daheim in der Zentrale kann eingesehen werden, wie viele Ratten in die Box geklettert sind, ob ein Köder nachgelegt werden muss, wo der Befall am stärksten ist, und glücklicherweise schließen diese Boxen auch den Einlass, wenn das Wasser die Kanalisation flutet. So wird alles wieder schön und geordnet. Um das Image der Ratte ist es seit dem Mittelalter schlecht bestellt, sie brachte Krankheit und Pest und wir ihr die gesamte Zivilisationswut mitsamt feinsten Techniken entgegen. Und doch: Keine Stadt ist frei von ihnen, sie sind wirklich unausrottbar!

Was wir als Interessierte am Widerstand und um die Universität Besorgte von den Ratten und Ameisen, dem Bambus oder dem Efeu lernen

können, ist ihre Verbreitungsstruktur in Rhizomen. Das Rhizom steht der Baumstruktur entgegen. Das Wurzelwerk der Bäume ist schön geordnet, hat seinen Anfangs- und Endpunkt, aus seinem Ursprungsquell – der Saat – entspringt das formschöne Gewächs. Der Sonne entgegen verläuft der Baum auf den immergleichen Bahnen der Vorhersehbarkeit, er lässt sich in seinem Wachsen bestimmen, kennt nur den vertikalen Weg der Hierarchie, Abweichungen in den Verästelungen führen potentiell zur mangelnden Lichtlage. Anders beim Rhizom: Das System aus Wurzelbüscheln breitet sich horizontal in alle Richtungen aus, Abzweigung nach Abzweigung, nicht die Ordnung herrscht hier, sondern die Mannigfaltigkeit an Ab- und Umwegen. Rhizomorphe Formen können nicht auf eine Einheit reduziert werden, aus ihnen spricht die gelebte Vielfältigkeit der Versuche und Ansätze. Der Bau der Ameise oder der Ratte stellt sich als verdeckte Kartographie der Nebenwurzeln da; könnten wir die Linien nachverfolgen, so würden wir die Geschichte einer ganzen Gemeinschaft nachvollziehen. Wer schon einmal eine ungewollte Bambuspflanze im Garten hatte, kennt das aggressive Verbreitungspotential des rhizomorphen Schädlings. In alle Richtungen breitet es sich aus, unterwandert die Wurzelsysteme der anderen Pflanzen und stößt allerorts von unten ans Tageslicht. Schlägt man die Sprossen ab, ist das Elend nur aufgeschoben. Versteckt im Untergrund gedeiht der Strang an unterschiedlich großen und kleinen Wurzeln und bringt noch die begnadetsten Botaniker:innen um den Verstand.

Die Ratte und ich haben also Geschichte. Ich verdanke ihr vieles. Aber vielleicht darf der Blick nicht nur nach hinten – entlang der Linie – gerichtet werden. Vielleicht kann uns das Verhalten der Ratte auch etwas über eine mögliche Zukunft verraten, eine Zukunft, die nun wieder durch uns bestimmt wird...

Offenbarungen aus dem Uni Alltag

Das Seminar: eine hölzerne Erfahrung

Zu Bachelorzeiten unterstand ich dem Privileg der Provinz. Weit entfernt von den großen akademischen Zentren saß ich in meiner Universität im hohen Norden, wohl behütet vor der großen weiten Welt der akademischen Realität (ich romantisiere freilich). Nun in Wien angekommen veränderten sich die Gegebenheiten, ein neuer Ton zog durch den Seminarraum, einer von Zucht und Ordnung; tief verwurzelt, dem Anschein einer Institution mit Geschichte folgend, man ist ja immerhin in Wien, die einzig wahre und aller-echte Stadt an der Donau samt Habsburger Erbe! Ein bitterer Ernst durchzog die Sitzungen, ein Ernst, aus dem die Verwechslung von Sache und Kontext, von Inhalt und Form abzuleiten war.

Die dozierende Person hatte sich der ehrenwerten Aufgabe angenommen, sich mit einem Thema auseinanderzusetzen, welches sich ganz und gar außerhalb derer Komfortzone befand, gerade nicht aus der immergleichen Aneinanderreihung von Autor:innen bestand, in der man es sich notgedrungen als akademische Produktionseinheit einzunisten hat. Welch wünschenswerte Haltung, welch edler Anspruch und der verfrühte Glaube daran, hier könnte wirklich gemeinsam an etwas gearbeitet werden, wovon alle profitieren, ein Austausch auf Augenhöhe, ein Vermittlungsversuch der verschiedenen Kenntnislevel, kurz: ein Seminar.

Stattdessen: Ein rabiates Festhalten an den eigenen Setzungen im Verständnis des Textes, ein Abwehren jedweder Versuche des Umweges, des Ausbruchs aus dem säuberlichen Entlanghangeln am Gegenstand; das nicht-Ernstnehmen von Einwürfen (im besten Fall) bis hin zur offenen Denunziation (im schlechtesten Fall) von jungen Student:innen, die zur Abarbeitungsfläche des eigenen Ressentiments umgepolt wurden. Mit mehr als einer Person hatte es im Laufe dieser 13 Sitzungen Kleinkriege gegeben, nicht zuletzt auf Kosten des übrigen, abgehängten Seminars. Diskussion wurde (mit wenigen Ausnahmen, denn Lieblinge haben sie immer) dann ermöglicht, wenn es einem persönlichen Feldzug unterm Deckmantel der Wissenschaft- und Redlichkeit zum Ausdruck verhalf.

An den Stellen, wo es einer Seminarleitung als Moderation bedurft hätte, die Beiträge unsererseits verstummt, wurde dadurch ‚angespornt‘, dass es ja unser Seminar sei, wir müssten auch schon etwas beitragen wollen. Konnte die Seminarleitung qualifizierte Überbrückungen zum eigenen Themenbereich als Impulse in die Runde geben, geschah dies nicht, ohne darauf hinzuweisen, dass es sich hierbei um ‚Basiswissen‘ handle, welches ohnehin vorausgesetzt sei. Auf Ergänzungen dieser Natur aus der Student:innenschaft wurde wie oben angeführt reagiert. Die Gründe

für das hier beschriebene Verhalten aufzudröseln, führt zwangsläufig in die Psychologisierung, die hier freilich fehl am Platz ist. Es geht nicht um ein everything goes, um ein Advokatenum für eine Verwässerung der Seminarkultur, die in die freie Assoziation der psychoanalytischen Praxis mündet, bei der die Wahrheit, in abendländischer Manier, von den Therapierenden, Beichtvätern oder eben der Seminarleitung ausgesprochen wird. Es geht um die Kritik einer hierarchisch strukturierten Institution, auf dessen hölzernen, man könnte sagen baumartigen Wegen sich der oder die eine über alle anderen zu stellen befugt sieht, ohne dabei letztlich das Verschwinden eben jener Strukturiertheit im Blick zu haben. Nicht wo unten war soll oben werden, sondern das gemeinsame Oben ist nur durch die vielen im Untergrund Lauernenden denkbar.

Es geht gegen die Einheit der digitalen Köderbox, dem akademischen Versprechen von »werdet so wie wir und habt teil« und auf die Mannigfaltigkeit der Antworten und Probleme. Es geht gegen die richtige Antwort, das Bewusstsein, dass es ohnehin nur die eine Stelle, den einen Autor und den einen kanonisierten Apparat gibt, aus welchem wir schöpfen, hin zum kollektiven Ringen, um der Unmöglichkeit der klaren Antwort habhaft zu werden. Das Problem ließe sich wohl damit zusammenfassen, dass es um die eine Person geht, nie aber um uns.

Dagegenhalten oder Ratte-Werden

Mit vielen habe ich während und vor allem nach dem Seminar gesprochen. Bis auf Wenige, die sich wohl eingeschüchtert fühlten oder der angesprochenen Struktur ihre Solidarität bekundeten, war der Ton ein recht eindeutiger: So stellen wir uns kein Seminar vor. Ohne die Inhalte als vollkommen uninteressant abzutun – das waren sie nämlich mit Nichten –, waren es gerade aber diese Erfahrungen nach, neben und um das Seminar herum, welche wir als größten Erfolg verzeichnen müssen. Überhaupt von einem neuen ‚Wir‘ zu sprechen, legt Zeugnis vom Ratte-Werden ab, das hier im Zentrum der Überlegung steht. In einer Art Doppelbewegung kam es zu einem unverhofften Bündnisblock. Menschen, die sich zu Beginn des Seminars noch als unsympathisch oder unauffällig abgetan hatten, öffneten sich, als die Chance dafür gegeben war. Befragungen nach den Seminaren, Vorbereitungen auf Referate, Wiedersehen bei anderen, studentisch organisierten Veranstaltungen, das gemeinsame Bier in der Kneipe neben dem Campus. Erst mussten die einzelnen Student:innen der Mehrheit des Seminars entzogen werden, nur um simultan dadurch aus einer Minderheit, die hier freilich nichts mit der Anzahl an Personen zu tun hat, herauszutre-

ten. Ein ‚Wir‘ war geboren, ein unheiliger Bündnisblock aus den vermeintlich Abgehängenen, nun aber gemeinsam erstarkt als neue Einheit der vielen kleinen Teilchen. Dieser neu zusammengewürfelte Haufen zeichnete sich gerade durch seine ideologischen Unterschiede, die Differenzen in den Ansätzen und Problemstellungen aus und hat wenig mit dem, überall die Einheit provozierenden, Obrigkeitsdenken zu tun.

Der Weg ist das Ziel sagt man so schön, und genau auf diesem Weg, der in seiner Performativität begangen und belebt werden muss, können unausrottbare Residuen, Rückzugsorte, Keimzeller der Universitäten reproduziert ein System von Nachbeter:innen und Pantomim:innen. Wir wollen aber nicht zu unseren Dozent:innen werden. Als Höhepunkt einer inneren Politik, die von den vielen Kleinen ausgehend sich ihren Weg durch den Untergrund bahnt, geht es um das Erarbeiten eines Werkzeugkastens für ein neuartiges Denken und somit Handeln. Die vorgeschlagene rhizomatische Struktur ermöglicht ein feucht-fröhliches Verbinden der verschiedensten Charaktere in Ereignissen aus Kunst, Wissenschaft und gesellschaftlichen Kämpfen. Aus einem netten Gespräch nach der Kränkung im Seminar wird eine Freundschaft, dann vielleicht mehrere, ein Lesekreis, eine kleine Revolte im nächsten Seminar, man erkämpft sich die Räume, erobert bald schon ganze Ebenen, macht Kunst zusammen. Wir brauchen viele kleine Leute, haarige und kahle, laute und leise, schnelle und langsame, organisierte und chaotische. Wir müssen die Mannigfaltigkeit machen, sodass die Einen keine Chance haben.



Lucas Herrling

Ich studierte Philosophie und Politikwissenschaften an der Universität zu Kiel, aktuell Philosophie an der Universität Wien. Hier bin ich in der Redaktion von Unter Palmen tätig und gebe dieses Semester einen Lesekreis zum Thema "Wozu Nietzsche?" Ich beschäftige mich mit der Verschränkung von Ästhetik und Erkenntnistheorie in der Kritische Theorie und im Poststrukturalismus.

Auf einem Stein sitzen und über das Leben nachdenken

Meine Liebe zur Philosophie

Von Neleh Spatz

Als ich von der Philosophie und der damit verbundenen Möglichkeit, einen Text zu schreiben, in dem ich meine Erfahrungen und meine Liebe zur Philosophie teilen könnte, aufmerksam wurde, war ich begeistert, dachte gar nicht lange darüber nach und meine Idee wurde tatsächlich angenommen. Doch jetzt, zwei Tage vor der Abgabefrist, habe ich bereits etliche Entwürfe verworfen und mich plagen Zweifel.

Was macht meine Erfahrungen denn so besonders, dass sie lesenswert wären? Sind meine gewonnenen Eindrücke und Erkenntnisse teilenswert? Bin ich überhaupt qualifiziert dafür? Ich muss doch noch so viel lernen und so viel verstehen. Ich möchte so viel mitteilen. Doch Denken braucht Raum, Denken braucht Zeit, Denken braucht Erfahrung. Tja, wäre ich doch nur ein Philosoph im 20. Jahrhundert, dann könnte ich mich jetzt in meine Hütte im Wald zurückziehen und meine Frau würde die unbezahlte Care-Arbeit übernehmen und dann noch für mich ghostwritten ohne Sichtbarkeit oder Anerkennung für ihre Ausarbeitungen zu erhalten. Knapp hundert Jahre später wurde die Hütte im Wald zwar gen-

trifiziert, doch sie existiert immer noch in vielen Köpfen hinter dem Wissenschaftskanon und macht das wissenschaftliche Denken an vielen Stellen noch zu einem Elfenbeinturm. Denken braucht Raum, Denken braucht Zeit, Denken braucht Erfahrung. Eine Universität hat die Aufgabe, Bildungserfahrungen so zu gestalten, dass Raum und Zeit für alle da ist.

„Die Anforderungen sind real, sie sind da und sie sind herausfordernd.“

Doch Raum und Zeit ist ein kostbares Gut und ein Privileg, auch und besonders im Studium. Meine Bildungserfahrungen hätten im Bachelor, im Master und in meinen Studienfächern unterschiedlicher nicht sein können. Nicht für alle ist meine Entscheidung, Philosophie als Studienfach zu wählen, nachvollziehbar gewesen – Zitat: „Und was machst du dann? Sitzt du auf einem Stein und denkst nach?“ Im Grunde genommen hat der Vater meiner Freundin damit ein Bildungsideal formuliert, was heute so nicht mehr praktiziert wird.

Denn genau das wollte ich: reflektiert und vertieft über die Dinge nachdenken, die unsere Gesellschaft umtreiben, ich wollte lesen und schreiben, analysieren und verstehen. Doch Bildungserfahrungen werden zunehmend auf Effizienz ausgelegt – dabei ist gerade für kritisches und philosophisches Denken Zeit und Raum essentiell. Das hat zur Folge, dass weniger auf Interesse studiert, geschweige denn mögliche Interessen ausprobiert werden. Realistisch gesehen arbeiten die meisten Studierenden neben ihrem Studium, so wie ich es auch getan habe, um sich ihren Lebensunterhalt zu finanzieren und um aus diesen Abhängigkeitsverhältnissen rauszukommen wollen/müssen sie schnell Leistungsnachweise erbringen. Die Anforderungen sind real, sie sind da und sie sind herausfordernd. Das Studium setzt auf maximale Eigenverantwortung und selbstständiges Arbeiten. Was sich als wundervolle Erfahrung

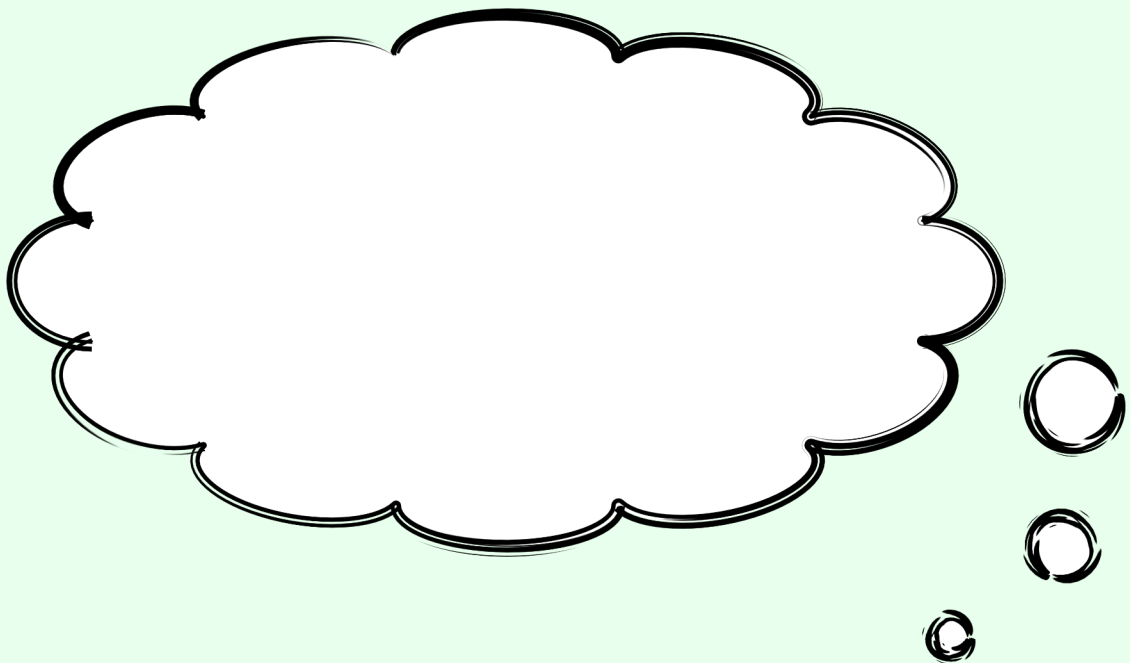
gestalten und in Selbstwachstum entfalten kann. Doch es ist auch ein brutales Geworfensein in die Welt, in die Existenz. Plötzlich ist man damit konfrontiert, sich zurechtzufinden. Was lässt sich mit dieser Freiheit, wie Sartre es nannte, anfangen? Wozu soll ich mich überhaupt dafür entscheiden zehn Jahre, Geld, Schweiß und Nerven in meine Bildung zu investieren, in der mir nicht unbedingt Möglichkeiten offeriert werden hinsichtlich einer konkreten beruflichen Perspektive? Es hat mich nicht interessiert, was ich beruflich damit anfangen kann, weil es für mich keine Rolle spielte – und weil ich mich zunächst nicht dafür interessieren musste.

Warum habe ich also Philosophie studiert? Ganz zu Beginn meines Studiums habe ich in ein Notizbuch geschrieben: Um die Welt um mich herum und mich besser zu verstehen. Und das ist bis heute so geblieben. Dieses Bedürfnis hat sich sogar intensiviert, wird auf einzigartige Weise regelmäßig befriedigt und mir gleichzeitig jegliches Verständnis entzogen – und gerade diese Mischung aus dem Verlust jeglichen Halts und doch festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, inspiriert mich bis heute bei meiner Arbeit. Ich kann mich durch sie in ihr vollkommen verlieren und mich doch ganz klar sehen.



Feminismus

Wer feministische Anliegen in ein Gespräch einbringt, wird nicht selten belächelt: Das Frauenthema wieder. Ein Nischenthema, das die meisten nicht betreffe. Und außerdem: Frauen seien doch schon gleichberechtigt – brauchen wir Feminismus überhaupt noch? Wir aus der Redaktion der Philosotopia beantworten diese Frage mit klarem "Ja". Wer denkt, das hieße Frauen schreiben für Frauen über Frauen, irrt sich. Vielmehr sind wir, inspiriert von der Kulturkritikerin bell hooks, der Meinung:
„Feminism is for everybody“.



Feminism is for everybody!

Feminismus richtig verstanden

Von Luise Brandenburg

Geschäftsführerinnen, Fußballerinnen, Kanzlerinnen – Feminismus verbinden wir oft mit der Möglichkeit aller Frauen, ursprünglich männlich geprägte Positionen in der Gesellschaft einnehmen zu können. Aber reicht das Streben nach Gleichberechtigung von Männern und Frauen aus? Was bedeutet Intersektionalität und wie philosophieren wir feministisch?

Weißer Feminismus

Feminismus wird oft als eine Bewegung, die politische und gesellschaftliche Veränderungen zur Verbesserung der Lebenssituationen von Frauen anstrebt, verstanden. Assoziiert wird der Begriff also meistens mit der Gleichstellung von Männern und Frauen; zum Beispiel mit einem weiblichen CEO oder einer Präsidentin. Diese Definition baut jedoch auf der Grundannahme auf, dass alle Männer gesellschaftlich gleichberechtigt sind; dass sie in derselben Form und im selben Ausmaß Macht ausüben können. Die Realität von alltäglicher Diskriminierung gegenüber Männern, etwa aufgrund von kultureller Zugehörigkeit, Sexualität oder körperlicher Beeinträchtigung, wird hierbei vernachlässigt - nicht alle Männer können allmächtige Täter sein. Dieses Verständnis von Feminismus beruft sich auf eine klare Gegenüberstellung von Frauen und Männern. Während Frauen im Allgemeinen als Opfer von Diskriminierung erklärt werden, gelten Männer als Täter, die Unterdrückung ausüben. Es wird davon ausgegangen, dass alle Frauen im selben Ausmaß unter dem sogenannten Patriarchat, der von Männern dominierten Gesellschaftsordnung, leiden; umgekehrt würden alle Männer von diesem profitieren.

Hierbei wird nicht berücksichtigt, dass *weiße* Frauen selbst außerhalb der Opferposition stehen können und teilweise sogar selbst zu Diskriminierung beitragen können. Die Erzählung des allmächtigen, unterdrückenden Mannes stammt laut bell hooks vorrangig von Frauen aus privilegierten, *weißen* Haushalten – Haushalten, in denen männliche Familienmitglieder tatsächlich über solche Macht verfügen konnten. Diese Logik bezeichnet man als *weißen Feminismus* – ein Verständnis von Gleichstellung, das sich auf das Ausbauen der Privilegien *weißer*, mittelständischer Frauen fokussiert. Auf Seiten von Feminismuskritiker:innen wird häufig angemerkt, dass feministische Praxis nicht mehr aktuell sei, da Gleichberechtigung schon in vielen Bereichen bestehe. Sie können in Wirtschaft und Politik in Machtpositionen gelangen. Das ist aber zumeist Resultat des *weißen* Feminismus und beschränkt sich demnach auf die Verbesserung für *weiße*, gut situierte Frauen. Solche Bewegungen verallgemeinern oft

die Erfahrung dieser Frauen – und vernachlässigen die Perspektiven und Bedürfnisse anderer. In vielen historischen Errungenschaften der feministischen Bewegung ist dieses Phänomen zu beobachten. Die Frauenbewegung des letzten Jahrhunderts wird oftmals mit dem Recht von Frauen, erwerbstätig zu sein, in Verbindung gesetzt. Tatsächlich war es zu diesem Zeitpunkt für viele Frauen – insbesondere POC-Frauen oder Frauen aus Arbeiter:innenfamilien - selbstverständlich und finanziell notwendig, neben männlichen Familienmitgliedern den Lebensunterhalt zu verdienen. Natürlich ist Sexismus weiterhin eine präsente, belastende Unterdrückung, auch für *weiße* Frauen. Um aber mehrere Lebensrealitäten in feministische Praxis einzubinden, muss der Begriff aber anders verstanden werden. Das Stichwort ist intersektionaler Feminismus.

Intersektionaler Feminismus

Der Begriff Intersektionalität geht auf die US-amerikanische Professorin für Rechtswissenschaften Kimberlé Crenshaw zurück. Ausgelöst wurde der Gedanke durch die Klage Emma Degraffenreids gegen General Motors wegen sexistischer und rassistischer Diskriminierung beim Bewerbungsverfahren. Das Unternehmen unterteilte laut ihr die Jobs in Schwarze und *weiße* Jobs sowie in Männer- und Frauenjobs. Während die Schwarzen Bewerber eine Chance auf eine Stelle in einem "Männerjob" hatten, standen die "Frauenjobs" lediglich *weißen* Frauen offen. Schwarze Frauen wurden nicht berücksichtigt - ein Fall von Diskriminierung, obwohl Frauen und Schwarze Personen theoretisch eingestellt werden konnten. Das Gericht wies die Klage ab; eine Klage, die zwei Formen von Diskriminierungsvorwürfen enthalte, könne nicht berücksichtigt werden.

Crenshaw hingegen erkennt diese Mehrfachdiskriminierung an und prägt den Begriff Intersektionalität. Dieser bedeutet, dass verschiedene Formen von Diskriminierung (Sexismus, Rassismus, Homophobie, Transphobie, Klassismus und Ableismus¹) nicht unabhängig voneinander existieren. Sie bedingen sich gegenseitig und verstärken einander. So erfährt eine Schwarze, lesbische Frau beispielsweise eine andere Diskriminierung als eine *weiße*, heterosexuelle Frau – auch wenn sie beide nach *weißer* feministischer Logik gleichermaßen Opfer von Sexismus sind.

Um gesellschaftliche Machtgefälle zu durchbrechen und Inklusion und soziale Gerechtigkeit zu erreichen, muss eine Erfahrung mit Diskriminierung nicht isoliert, sondern in ihrer Abhängigkeit von anderen Diskriminierungsmustern betrachtet werden. Es geht nicht darum, Frauen die gleiche gesellschaftliche und politische Machtausübung zu ermöglichen wie Männern - Machtdynamiken und Herrschaftsstrukturen müssen verändert werden. Feminismus erreicht laut Crenshaw alle

Menschen auf der Welt, wenn die Rechte und Interessen der strukturell am stärksten oder mehrfach unterdrückten Gruppen realisiert werden und Gleichberechtigung nicht nur in einem isolierten Bereich geschaffen wird. Bell hooks versteht Feminismus ebenso als ein Ende von Systemen, die auf Herrschaft und ungleicher Machtverteilung aufbauen. Die Bewegung wird teilweise als bedrohlich für Männer angesehen; ihr Leben werde zwangsläufig mit präsenterer feministischer Politik verschlechtert. "*Feminism is for everybody*" bezieht aber Männer mit ein. Nicht alle Männer sind ausschließlich profitierende Täter. Sexistische Geschlechterrollen setzen für Männlichkeit Dominanz, Stärke und emotionale Abgestumptheit voraus. In jungen Jahren erfahren viele männlich gelesene Kinder Ablehnung und Verurteilung für emotionale Charakterzüge oder Verletzlichkeit, was laut hooks als traumatische Erfahrung verstanden werden kann.

Dominant zu sein oder Macht ausüben zu können setzt nicht voraus, dass Männer emotional gesund sind - Ansprüche an Männlichkeit setzen eine Abgrenzung von einer gesunden Gefühlswelt voraus. Intersektionaler Feminismus erlaubt es Männern, erlernte Muster zu reflektieren, sich um Veränderung zu bemühen; Verantwortung zu übernehmen und Teil der feministischen Bewegung zu sein. Während *weißer* Feminismus teilweise einen generellen Hass oder eine radikale Abwendung von Männern als feministisch versteht, versucht bell hooks Wege zu finden, Beziehungen mit Männern ohne Unterdrückung und emotionale Ausbeutung zu ermöglichen.

Feministisch Philosophieren

Feministisch zu philosophieren, oder als philosophische Zeitschrift einen feministischen Fokus zu setzen, bedeutet also nicht, dass lediglich über Philosophinnen oder die Rolle der Frau in der Philosophie geschrieben wird. Feministisches Philosophieren setzt sich kritisch mit westlichen Theorien und den daraus resultierenden Machtverhältnissen auseinander. Feministisches Philosophieren beinhaltet, zu reflektieren, wie Sexismus, Rassismus und andere Formen von Diskriminierung philosophische Theorien beeinflussen; es beinhaltet, Konzepte von Wissen, Menschlichkeit und Ethik zu etablieren, die keine Personengruppe aufgrund ihrer Identität ausschließen. Um zu erreichen, dass Philosophie für alle ist, müssen wir verstehen, dass Feminismus für alle ist.

Utopien in Zeiten der Krise

In der Ausgabe 1 der *Philosotopia* beschäftigen sich junge Philosoph:innen und Philosophie-Interessierte multiperspektivisch mit diesen Fragen:

Wie könnte unsere Zukunft aussehen und wie können wir sie realisieren?

Welche Rolle spielt Philosophie in Krisenzeiten?

Wie kann Philosophie als Inspirationsquelle für unsere Zukunft dienen?

Eine gemeinsame Zukunft müssen wir auch gemeinsam gestalten!

Du möchtest zur nächsten Ausgabe der *Philosotopia* beitragen?

Dann sende Deinen Essay oder regulären Beitrag zum Thema "*Utopien in Zeiten der Krise*" an philosotopiamagazin@gmail.com

Vorgaben:

Einsendung im Format docx.

Deadline für Beitragseinsendungen: 17.12.2024

Beitraglänge: Essay max. 1800 Wörter; Beitrag 300-600 Wörter

Wir bevorzugen einen journalistischen Schreibstil. Die Beiträge sollen zugänglich und leser:innenfreundlich sein - sie sollen sich nicht wie eine Hausarbeit lesen!

Wir freuen uns, von Dir zu hören!

Impressum

Dies ist ein Projekt der *Jungen Deutschen Gesellschaft für Philosophie*.

Sprecherin: Lina Berthold
Kontakt: linaberthold@yahoo.de

Das Online-Magazin *Philosotopia* wird vertreten durch:

Lina Berthold
Flora Löffelmann
Luise Brandenburg

Kontakt: philosotopiamagazin@gmail.com

Satz und Gestaltung: Adrian Dilg